

Leben in Angst

Nur noch ein paar hundert Juden leben im Jemen. Viele haben Angst. Vom Großteil der muslimischen Bevölkerung werden sie akzeptiert, von einer Minderheit jedoch gehasst bis aufs Blut.
 Von Martin Gehlen

Noch ein kurzer Wink, Said Annahrdi wendet sein Motorrad und knattert davon. Seine beiden schwarzen Schläfenlocken schaukeln im Wind, hinter sich her zieht er eine kleine Staubwolke. Er muss zurück in seine Schneiderwerkstatt. Mit seiner Frau und zehn Kindern lebt der 42-Jährige in Raydah, einem Provinzstädtchen 50 Kilometer nördlich von Sanaa, der Hauptstadt des Jemen. Said Annahrdi ist Jude. Seine Kunden schätzen ihn, sein Haus steht mitten im Ort und seine Vorfahren leben seit Jahrhunderten hier. Nie hat er sich träumen lassen, mal von Raydah wegzugehen, sagt er. „Aber ständig Angst zu haben – das ist kein Leben mehr.“

20 jüdische Familien wohnen noch hier, insgesamt 266 Menschen. Ein Teil lebt im Stadtkern, die anderen einige Kilometer östlich in der Siedlung Beth Harash – das sind die beiden letzten angestammten Wohnorte von Juden im Jemen. Die dritte Gemeinde musste vor zwei Jahren aus der Saada-Provinz ganz im Norden in die Hauptstadt evakuiert werden, nachdem sie Todesdrohungen von schiitischen Houthi-Rebellen erhalten hatte. In diesem Gebiet herrscht Bürgerkrieg. Erst kürzlich wurden neun Ausländer entführt – zwei deutsche Frauen und eine Koreanerin wenig später ermordet aufgefunden. Für die übrigen sechs Gekidnappten, darunter drei Kinder, gibt es noch Hoffnung (je nach Lage).

Seit 2007 leben die 65 Juden aus Saada in der so genannten Tourist City, einem mit hohen Mauern gesicherten Apartmentkomplex für Ausländer direkt neben der amerikanischen Botschaft in Sanaa. Die meisten Männer sind Silberschmiede – sie galten als die besten im Land. So mancher ältere muslimische Handwerker in der historischen Altstadt von Sanaa hat noch bei Juden gelernt. Jetzt will die deutsche Botschaft den hier gestrandeten Meistern helfen, im Silbersouk einen Laden anzumieten.

Entlang der Hauptstraße von Raydah reihen sich die grauen, gesichtslosen Kastenbauten aus Zementziegeln. In den Teehäusern hocken einige verfilzte Halbwüchsige mit Kalaschnikows zwischen den Beinen. Aus einem alten orange-gelben Chevrolet-Schulbus, der sich aus den Vereinigten Staaten hierher verirrt hat, quellen lärmende Kinder. Am Horizont türmen sich mächtige Gebirgsketten. Das Tal ist an dieser Stelle ungewöhnlich breit, grün und fruchtbar. Manche Bauern pflügen noch mit Ochsengepannen, andere tuckern mit betagten Traktoren über die Feldwege zu ihren Kartoffeläckern.

Letztes Jahr um diese Zeit war ihre Welt noch in Ordnung. „Erst nach dem Mord haben wir Angst bekommen“, sagen die jüdischen Be-

wohner. Kurz vor Weihnachten war Mousa Yaish al-Nahari gerade auf dem Gemüsemarkt beim Einkaufen, als sich plötzlich ein Mann vor ihm aufbaute und seine Maschinengewehr anlegte. „Jude, hier die Botschaft des Islam für dich“, rief er aus und jagte ihm mehrere Kugeln in den Leib. Das 39-jährige Opfer, den alle hier Mascha nennen, war sofort tot – Vater von vier Söhnen und fünf Töchtern im Alter von ein bis 14 Jahren. Die Familie besitzt ein zweistöckiges Haus mit auffällig blau getönten Bogenfenstern am Ortseingang. Der kleine Laden im Erdgeschoss ist an einen Lebensmittelhändler verpachtet, die Wände sind mit arabischen Graffiti beschmiert. Im Hof spielen Kinder, die drei ältesten Mädchen leben inzwischen bei Verwandten in Israel. „Es geht es uns sehr schlecht“, sagt sein ältester Sohn, der 12-jährige Sassa, während er mit einem Fuß verlegen im Boden herumstochert.

Und nach dem Mord kam dann im Januar der Gazakrieg. Alle im Städtchen saßen vor dem Fernseher und schauten Al Jazeera – und begannen, die jüdischen Nachbarn zu beschimpfen. „Schaut nur, was

Eure Brüder aus Israel machen“, riefen sie. Steine flogen, Fensterscheiben gingen zu Bruch, auf einem Hof explodierte nachts eine Handgranate. „Wir tun, was wir können, um die Täter zu finden“, sagt Bürgermeister Abdullah Shleif. Ihm merkt man an bei dem Gespräch im Haus von Rabbi Suleiman Jacob, dass er die jüdischen Bürger nicht verlieren

„Wir wehren uns nicht, damit es ruhig bleibt“

möchte. Mal hält er die Hand des 41-jährigen bärtigen Rabbis, der neben ihm auf dem Boden sitzt. Mal tauscht er freundliche Blicke mit den Kindern, die mit spitzen Ohren dem Gespräch der Erwachsenen lauschen. Der Boden ist mit PVC ausgelegt, entlang der Wände wechseln Sitzdecken mit Stützkissen für die Arme. „Natürlich mache ich mir Sorgen“, sagt der Bürgermeister. Die Mehrheit der Bevölkerung akzeptiert die jüdische Gemeinde. Doch wie überall auf der Welt, gebe es auch unter seinen Leuten „sol-

che und solche“. Nur Verrückte unterschieden zwischen einem Muslim und einem Juden – „eine kleine Minderheit, und um die kümmern wir uns“, versichert er.

Das sieht die Organisation Yemen Human Rights Observatory nicht ganz so optimistisch. Viel zu spät habe die Polizei gegen die Untaten durchgegriffen, zwar einige der meist jugendlichen Täter festgenommen – aber dann habe man nie wieder etwas gehört, kritisieren die Menschenrechtler. Inzwischen habe sich die Situation entspannt, sagt Schneider Said Annahrdi. „Heute kann ich mich wieder normal durch die Stadt bewegen.“ Auch die jüdische Gemeinde tut nach seinen Worten alles, damit sich die Probleme nicht wieder hochschaukeln. „Wir nehmen die Angriffe hin und wehren uns nicht, damit es ruhig bleibt“, sagt er. Doch das mulmige Gefühl will nicht weichen. „Ist nicht mehr so toll hier“, murmelt der Tischler Suleiman Yahia Daoud Hamdi, während er auf dem Boden hockend vorsonnen in einer Tüte mit Kathblättern herumfistelt, der Volksdroge Nummer eins im Jemen. Jeden Zweig schlägt er

zwei, dreimal auf die linke Hand, dann beginnt er die Blättchen einzeln abzupfen und in die Backe zu stopfen. So machen es hier viele nach der Mittagszeit. „Katten“ ist überwiegend Männersache. Vier, fünf Stunden sitzt man beieinander, kaut vor sich hin und löst die Probleme der Welt und der Nachbarschaft. Sein einfaches Haus steht direkt unterhalb der alten, verfallenen Bergfestung. „Die Salafiten werden immer stärker“, nuschelt er mit voller Kath-Backe. Islamische Fanatiker hetzen die Bevölkerung auf und „wir baden das aus. Wer die Hintermänner sind, wir wissen es nicht. Und wenn wir zur Polizei gehen und uns beschweren, zucken die nur mit den Schultern. Sie sagen, sie werden sich kümmern – aber alles nur Gerede.“

„Willkommen“ auf Hebräisch steht auf dem blauen Eisentor zum Schulhof in der Siedlung Beth Harash. Alle jüdischen Kinder gehen – getrennt nach Jungen und Mädchen – auf die eigene Zwergschule. Der Klassenraum für die Jungen hat acht Bänke, an der Wand sind mit Heftzwecken leere Verpackungen von Süßigkeiten geheftet, die nicht koscheren rechts, die koscheren links und in der Mitte die unklaren. Zwei in braunem Leder gebundene Bibeln liegen auf den Bänken. Der Unterricht ist in Hebräisch, untereinander sprechen die Kinder Arabisch. Eine Gaslampe hängt von der Decke. Das grüne Eisentor nebenan mit der hebräischen Aufschrift „Das Tor zum Segen“ führt zur Synagoge, gleichfalls ein bescheidener Flachbau aus groben Steinen, den es erst seit fünf Jahren gibt. Das Innere ist mit einfachen Teppichen ausgelegt. Die Torarollen werden in einem kleinen, mit bunten Tüchern zugehängenem Regal aufbewahrt. Den Wein für den Sabbat keltern die Mitglieder der Gemeinde bis heute selber.

Immer wieder laufen Tränen über sein gegebtes Gesicht, wenn Yaish Al-Nahari von dem Mord an

seinem Sohn erzählt. Fünf Jahre Haft für den Täter und 27 500 Dollar Blutgeld für die Familie des Getöteten, urteilte der Richter – für Vater und Ehefrau, ihren muslimischen Anwalt und die jüdische Gemeinde ein Skandal, gegen den sie Berufung einlegten. Der Angeklagte, ein offenbar geistesgestörter ehemaliger jemenitischer Kampfpilot, hatte bereits vor fünf Jahren seine eigene Frau umgebracht. Er blieb jedoch auf freiem Fuß – bis er sich jetzt sein nächstes Opfer suchte. „Wenn das Urteil nicht nach der Scharia erfolgt, werde ich das Land verlassen“, sagt Yaish Al-Nahari. Vor zwei Wochen verurteilte das Berufungsgericht in der Provinzhauptstadt Amran den Mörder zum Tode.

Juden im Jemen

Jüdisches Leben existiert im Jemen seit mehr als 2500 Jahren. Manche glauben sogar, es geht zurück bis in die Zeit von König Salomon, als jüdische Händler sich im Süden der arabischen Halbinsel niederließen. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts gab es jüdische Gemeinden in allen wichtigen Städten des Landes. Der erste große Exodus kam 1949. Damals wurden unter dem Decknamen „Operation fliegender Teppich“ etwa 50 000 Menschen nach Israel ausgeflogen. Bis heute geblieben sind 331 Menschen. „Wenn jetzt noch die letzten Juden weggehen, dann wird das der Welt sagen, dass es im Jemen keinen Raum für Toleranz gibt, und dass wir nicht mehr mit Menschen anderen Glaubens zusammenleben können“, fürchtet Mahmoud Taha, ein muslimischer Menschenrechtsaktivist. Ihm liegt das Los seiner jüdischen Mitbewohner besonders am Herzen.



Jüdische Kinder in Raydah, einem Provinzstädtchen 50 Kilometer nördlich von Sanaa, der Hauptstadt des Jemen.

Fotos: Katharina Eglau



Schneider Said Annahrdi aus Raydah und zwei jüdische Bewohner des Stadtteils Beth Harash, etwas nördlich von Raydah.

